

Doris Dörrie
In einem fremden Wald



Doris Dörrie, geboren in Hannover, studierte Theater und Schauspiel in Kalifornien und in New York, entschloss sich dann aber, lieber Regie zu führen. »Männer«, ihr dritter Kinofilm, wurde ein Welterfolg. Parallel zu ihrer Filmarbeit (zuletzt der Kinofilm »Grüße aus Fukushima«) veröffentlicht sie Kurzgeschichten, Romane und Kinderbücher. Seit einigen Jahren hat sich Doris Dörrie auch als Opernregisseurin einen Namen gemacht. Sie lebt in München.

Doris Dörrie

In einem
fremden
Wald

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



Originalausgabe

© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Isabella Grill/dtv

unter Verwendung von Fotos von gettyimages

Gesetzt aus der Bulmer 12/14,5'

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71746-5

»Pula! Schau mich an, wenn ich mit dir rede! Wasch dir die Hände vor dem Essen, sonst bekommst du Bandwürmer wie Tante Zia, willst du das? Spiel nicht mit Spinnen. Benutz nicht meinen Lippenstift. Pula! Halt die Knie zusammen, wenn du sitzt, sonst denkt man, du bist eine Schlampe. Wasch den Salat ordentlich oder willst du Schnecken essen? Bedank dich am Morgen bei deinen Eltern, Großeltern und all deinen Vorfahren, dass du am Leben bist. Pula! Guck nicht so muffig. Halt dich gerade oder willst du einen Buckel bekommen wie Olina?«

»Ja, Mama, ich halte mich gerade. Ich benutze bestimmt nicht deinen Lippenstift, und ich wasche gar keinen Salat und noch nicht mal meine Hände vorm Essen, denn oft bekomme ich gar nichts zu essen.«

Als ich noch zu Hause war, konnte ich das Gezeter meiner Mutter kaum ertragen: »Pula! Putz dir die Zähne. Wasch dich zwischen den Beinen. Aber nicht mit demselben Waschlappen. Klopfe deine Schuhe ab und bring keinen Staub mit ins Haus. Hör auf zu heulen, du bist kein Baby mehr. Pass auf deine Brüder auf. Lass die Kleinen auch mal ran. Teil gefälligst! Sei nicht so zickig. Gib mir einen Kuss.

Hör auf zu maulen. Lach mal. Du bist so hübsch, Pula, wenn du lachst.«

Jetzt vermisse ich es. Ich höre meine Mutter, als ginge sie neben mir. Ihre Stimme laut in meinem Kopf: »Geh weiter, Pula, trödel nicht rum, geh weiter. Jetzt geh schon, Pula!«

Aber wohin denn, verdammt noch mal? Wohin soll ich denn gehen? Ich kann nicht mehr. Ich will nicht mehr. Ich will zurück. Nach Hause. Zu meiner Mutter. Denn meine Mutter geht nicht neben mir. Sie ist weit weg. Mit jedem Schritt entferne ich mich weiter von ihr und dennoch wird sie immer lauter. Und ich bin nicht verrückt, auch wenn das manche von mir sagen. »Pula, die spinnt doch. Die erzählt Geschichten.«

»Du bist verrückt, mein Kind«, hat meine Mutter oft zu mir gesagt und dabei gelächelt. Im Grunde genommen mag sie es, wenn ich seltsames Zeug erfinde, mir die riesige, geblünte Unterhose von Tante Zia auf den Kopf setze und den Wischmopp als Mikrofon benutze.

Ich hab mal davon geträumt, Sängerin zu werden, aber seit die Monster in unser Leben gekommen sind, singe ich nicht mehr, und meine Mutter lacht nicht mehr.

Sie nennt sie nie »Soldaten«, das wäre zu viel der Ehre, sondern immer nur »Monster«. Sie sind über Nacht gekommen, sie tragen Masken vor dem Gesicht und große Waffen, sie sind grau, von Staub bedeckt, sie haben alles zerstört, alles kaputt gemacht, die Schule, die Stadt, auch unser Haus, aber meine Mutter ermahnt uns immer noch aufzuräumen,

nicht zu trödeln, unsere Schuhe ordentlich hinzustellen. Manchmal habe ich Angst, sie wird verrückt.

Die Monster haben starre Augen hinter ihren Masken, sie sehen einen nicht an. Sie kommen immer wieder, schwärmen aus, zerren uns aus den Häusern. Sie nehmen unsere Väter und Onkel und Großväter mit. Unsere Brüder. Die größeren Jungen müssen ihre Arme heben, und wer schon Haare unter den Achseln hat, wird mitgenommen. Meine Brüder sind zum Glück noch klein. Auch größere Mädchen nehmen sie mit. Meine Mutter rasiert mir jeden Morgen die Achseln, dabei sprießt bei mir kein einziges Haar.

»Gott sei Dank hast du noch keinen Busen, Pula«, sagt sie und wirft sich meinen Arm um den Hals wie einen Schal, rasiert mir erst die eine Achsel, dann die andere. Es gibt keinen Rasierschaum mehr zu kaufen. Meine Achselhöhlen brennen den ganzen Tag lang wie Feuer.

»Kratz dich nicht unter den Achseln wie ein Affe, Pula. Du machst einen ganz verrückt. Sitz still. Beklag dich nicht. Es könnte alles noch schlimmer sein.«

Tiefe Linien sind wie mit einem Stift in ihre Haut gezogen, sie werden jeden Tag tiefer.

Die Monster kommen immer öfter, fast jeden Tag.

Und da schickt sie mich weg. Meine Mutter schickt mich weg.

»Pula, mein Kind, meine große Tochter, ich schicke dich nicht weg, ich schicke dich los, das ist ein großer Unterschied. Du musst gehen, sonst holen dich die Monster, das weißt du doch. Weine nicht, wein doch nicht. Du bist doch

die Große, die Vernünftige. Willst du, dass ich mir wegen dir die Augen aus dem Kopf weine wie schon um Vater? Willst du das?«

»Nein, Mama, das will ich nicht. Aber ich will nicht weg. Ich will nicht, ich will nicht.«

»Sprich nicht mit Fremden. Wasch dir vor dem Essen die Hände und iss kein ...«

»... rohes Fleisch, ich weiß. Sonst bekomme ich einen Bandwurm wie Tante Zia.«

»Lach nicht«, sagt meine Mutter, »das ist wahr. Wir alle dachten, sie ist schwanger, weil ihr Bauch immer dicker wurde. Aber sie stöhnte und ächzte und klagte und eines Tages kam er raus.«

»Wer?«, frage ich, obwohl ich es ganz genau weiß, aber immer wieder will ich diese grässliche Geschichte hören.

»Der Bandwurm. Sechs Meter war er lang«, sagt meine Mutter. »Tante Zia musste ihn aus sich rausreißen.«

Aaargh. »Und wie kam er aus ihr raus?«

»Naja, sie ging aufs Klo und als sie sich umsah, lag er in der Kloschüssel ...«

An dieser Stelle kreische ich jedes Mal vor Ekel und Vergnügen und frage mich, wer hier verrückte Geschichten erzählt, meine Mutter oder ich.

»Erzähl mir noch mal die Geschichte von Tante Zia und dem Bandwurm«, sage ich zu meiner Mutter, obwohl sie so weit weg ist, und dann höre ich ihr zu, während ich weitergehe, immer weiter durch fremde Länder, und das einzig Vertraute ist die Stimme meiner Mutter in meinem Kopf.

Wenn ihre Stimme leiser zu werden droht und ich sie nicht mehr richtig hören kann, bitte ich sie, mit mir zu schimpfen, mich zu ermahnen, mir Ratschläge zu geben, und gleich ist sie wieder da:

»Pula, schlurf nicht so. Heb die Füße beim Gehen. Kämm dir die Haare. Wenn eine Fledermaus in deine Haare fliegt, denkt ein toter Verwandter an dich. Bohr nicht in der Nase. Hab immer saubere Unterwäsche an. Wenn dir was passiert und deine Unterwäsche ist dreckig, hält man dich für eine Schlampe. Bürste deine Haut, damit sie weich bleibt. Bürste dein Haar, damit es glänzt. Watschel nicht wie eine Ente.«

»Zum Glück siehst du mich nicht, Mama. Meine Haare sind verfilzt, meine Haut ist verbrannt und rissig von der Sonne. Hab lang nicht mehr in einen Spiegel gesehen, aber ich kann es fühlen. Ich bin eine andere, du würdest mich gar nicht mehr erkennen. Hast du dir das so vorgestellt, als du mich weggeschickt hast, Mama? Seit drei Wochen und drei Tagen bin ich unterwegs. Mein Handy zählt die Tage. Vierundzwanzig Tage, seit du mich weggeschickt hast.«

»Pula, mein Kind, ich hab dich losgeschickt, damit dich die Monster nicht holen und du es besser hast. Und bald, ganz bald, kommen wir hinterher, dann sind wir alle wieder zusammen und alles wird gut.«

»Mama, glaubst du das wirklich? Erzähl mir keine Geschichten.«

Ihr Foto auf meinem Handy schau ich mir immer nur ganz kurz an, um Akku zu sparen. Wenn ich mein Telefon verliere, verliere ich sie und sie mich. Ich verliere meine

Brüder, meine ganze Familie. Wenn mein Handy aufgibt, bin ich verloren. Bisher hatte ich in jedem Land, durch das ich gelatscht bin, den falschen Stecker zum Aufladen, und kaum jemand mag seinen Adapter ausleihen, aus Angst, dass man damit abhaut. Nur ganz kurz also, zwei Sekunden lang, einundzwanzig, zweiundzwanzig, sehe ich sie an, das reicht auch, sonst heul ich.

Zu Hause kam ich mir schon halb erwachsen vor, jetzt fühl ich mich wie ein Baby. Zu Hause hab ich meine Mutter verflucht, ihr Gemecker, ihre blöden Ansichten, ihre ganze Art ging mir auf die Nerven, alles. Selbst wie sie einen Apfel isst. Sie macht so komische Quietschgeräusche, da könnte ich schreien. Jetzt rede ich den ganzen Tag mit ihr, obwohl sie mich nicht hören kann. Ja, ich hab meine Unterwäsche gewaschen. Erst im Meer, das ich früher so schön fand. Als alles noch so friedlich war und wir von Monstern keine Ahnung hatten. Als wir noch im Paradieswunderland gelebt haben, als es noch zu essen und zu trinken gab, so viel man wollte, und die Menschen noch halbwegs nett zueinander waren.

Erst hab ich meine Unterwäsche im Meer gewaschen und dann in dreckigen Waschbecken von verlausten Unterkünften, wo ich ewig in der Schlange stehen musste und nur ganz wenig Zeit hatte, weil hinter mir schon geschimpft wurde. Zum Glück habe ich noch nicht meine Tage. Dann wäre alles noch viel schwieriger, das sehe ich an den ande-

ren Frauen. Manche betteln um einen Tampon, als wäre er wertvoll wie Gold. Ich war die Letzte in der Klasse, aber das hat mir nie was ausgemacht, weil meine Schulfreundinnen immer nur stöhnten, sie hätten Bauchschmerzen und Kopfschmerzen und wären schlecht drauf. Wer will das freiwillig?

Meine Mutter nennt es »Besuch von der Tante«. »Hattest du schon Besuch von der Tante?« Zum Totlachen.

»Nein, Mutter, ich hatte noch keinen Besuch von der Tante. Wenn sie kommt, bringt sie mir was Hübsches mit?«

Aber wenn es jetzt passiert, wem sag ich es dann? Wenn die Tante kommt, will ich meine Mutter in der Nähe haben, auch wenn das kindisch klingt.

Tante Zia meint, ich wäre zu dünn, daran läge es. Kein Speck auf den Hüften, dann kommt die Tante nicht. Also bin ich in Sicherheit, ich spüre meine Rippen unterm Hemd, und an meinem Hüftknochen kann ich mich festhalten wie an einem Steuerknüppel. Wir sind jetzt alle dünn, wer hat denn noch Speck auf den Hüften? Nur die Familien mit Verwandten im Ausland, die Geld schicken. Man kann es sofort sehen: Wer ein bisschen dicker ist, hat Familie im Ausland. Ich werde Geld nach Hause schicken, tonnenweise Geld, damit ihr euch alle rund und dumm fressen könnt, jeden Tag werde ich Geld schicken, ich verspreche es.

Heulende Mütter sind das Allerschlimmste, sie machen dich weich wie ein Handtuch. »Pula, mein Kind, pass gut auf dich auf! Sprich nicht mit Fremden. Wasch deine Unterhosen.«

Kannst du an nichts anderes denken, Mama? Meine Unterhosen haben inzwischen Löcher, aber sauber sind sie. Ah, da atmest du auf: Wenigstens hat das Kind eine saubere Unterhose an. Dafür stinken meine Kleider nach Staub, Schweiß und Angst. Angst stinkt, ich erkenne den Geruch genau.

Manchmal sehne ich mich nach nichts mehr als nach einem frischen, weißen T-Shirt oder einem sauberen, gebügelten Kleid.

Mutter bügelt mit schnellen, kraftvollen Bewegungen, sie schimpft dabei, sie hasst Bügeln. Ich dagegen liebe es. Das Dampfbügeleisen, das wie ein kleiner Drache faucht, wenn es über den Stoff gleitet, und den Geruch nach frisch gebügelter Wäsche. So riecht meine Mutter. Ich rieche sie manchmal ganz deutlich und das bringt mich fast um. Das ist wie ein Messer, das ich mir selbst zwischen die Rippen jage.

Mein Kopf macht, was er will. Je müder ich werde, desto schlimmer werden die Gedanken. Es war einmal, flüstert mein Kopf, es war einmal eine Mutter, die schickte ihre eigene Tochter weg, weit weg über das Meer. Einfach so. Nein, stöhne ich, sie musste es doch tun, sie musste. Sie wollte wenigstens mich außer Gefahr bringen, und die anderen sind noch so klein. Aber dich hat sie weggeschickt, zischt die Stimme in meinem Kopf, nur dich, die anderen durften bleiben. Aber sie wollte es doch nicht, eigentlich wollte sie nicht, und da fange ich schon an zu flennen wie ein Baby.

Pula, du bist jetzt allein, murmelt mein Kopf, du bist jetzt ganz allein. Mutterseelenallein.

Dieses Flennen hasse ich mehr als alles andere, es macht mich schwach, manchmal so schwach, dass ich, wenn ich Glück habe, einschlafe, aber meist geht das nicht, weil es zu laut ist, zu viele Menschen neben mir liegen und im Schlaf schnarchen und keuchen, oder weil ich einfach Angst habe, zittere vor Angst, bis alle sich müde und mürrisch aufrappeln und es weitergeht, im Boot, im LKW, im Zug oder zu Fuß.

Weiter, weiter, weiter.

Wohin eigentlich? Ich habe keine Ahnung. »Überall ist es besser als in unserem Land«, hat meine Mutter gesagt.

Bisher war es nirgendwo besser, Mama, nirgendwo, hörst du? Ich will, dass sie das weiß, und dann wieder wünsche ich mir, dass sie es nicht weiß, weil ich es nicht ausstehen kann, wenn sie sich Sorgen macht. Die beste Mutter ist eine fröhliche Mutter, die einen in Ruhe lässt, weil sie fröhlich ist, aber wann war meine Mutter zuletzt fröhlich? Nur die Kleinen lachen noch manchmal, weil sie keine Ahnung haben.

Damit ich nicht dauernd flenne, denke ich mir aus, dass das Ganze ein Spiel ist. Ich bin im Fernsehen, sie haben mich geschminkt, mir Dreck ins Gesicht getupft, die Klamotten sorgfältig zerrissen, meine Haare hat ein Friseur kunstvoll zerzaust und Fett reingerieben, damit es so aussieht, als

hätte ich ewig nicht mehr geduscht. Ich soll gequält schauen und auch ruhig mal heulen, das kommt gut an, das mögen die Leute. Und dann soll ich flüstern, »ich kann nicht mehr, ich kann einfach nicht mehr«, und zusammensinken am Wegesrand. Im Staub warten, bis mir jemand vielleicht was zu trinken gibt oder mich fragt, ob alles okay ist, was in Wirklichkeit nie, nie vorkommt. Alle rennen weiter und weiter, als wüssten sie genau, wohin. Und irgendwann rappele ich mich wieder auf und humpele weiter.

Das Humpeln mach ich gut, ganz schnell zwinkere ich in die Kamera, ich weiß und ihr wisst, das ist nur ein Scheißspiel, und ich werde es gewinnen. Mit einem goldenen Pokal, größer als ich selbst, werde ich auf dem Siegerettröppchen stehen und grinsen und winken: »Hallo, Mama, schau, ich hab gewonnen!« Und da sind alle meine Freundinnen, die ganze Klasse, meine Lieblingslehrerin Frau Romuskuiv, die mir Lesen und Schreiben beigebracht hat, ist auch da und so stolz auf mich, dass sie gar nicht mehr aufhört zu klatschen. Der Applaus rauscht in meinen Ohren, und natürlich weiß ich, dass das nur die Autobahn ist, an der ich seit Tagen entlanglatsche. Egal, ich stelle mir vor, es ist Applaus, mein Applaus, dann ist es nicht mehr so schlimm, denn eigentlich ist es immer schlimm.

Wir gehen durch Regen, durch Sturm, durch glühende Hitze und eiskalte Luft, durch Nebel, und einmal fallen Pingpongbälle aus Eis vom Himmel. Das glaubt jetzt wieder kein Schwein daheim, aber wirklich, es waren Pingpongbälle, die vom Himmel fielen, und ich musste lachen. Es war

so, als ob jemand da oben wollte, dass wir alle Pingpong spielen, aber dann wurde ich von den Bällen aus Eis getroffen, und das tat weh, als würde ich verprügelt. Am nächsten Tag hatte ich überall blaue Flecke. Das macht nicht mehr viel aus, denn ich habe überall Flecke in allen Schattierungen. Der Fleck am Oberarm ist schon fast grün – dort hat mich ein Mann gerade noch am Arm gepackt, als ich vom Boot ins Wasser gefallen war und vor Schreck aufgehört habe zu atmen.

Mama, es tut mir leid, ich habe nicht aufgepasst, ich bin ins Wasser gefallen, und meine Reise ist jetzt schon zu Ende. All das Geld, das du und Tante Zia und Omama für diese Reise gespart habt, alles futsch. Es ist vorbei, vorbei. Schaut mir zu: Ich sinke auf den Meeresgrund, und dort werde ich leben mit den Fischen und Krabben, und ein Meerjungfrauenschwanz wird mir wachsen, blaugrün und glitzernd, ans andere Ufer werde ich schwimmen und bei euch wieder rauskommen. Dort, wo wir bei Omama und Opa immer in den Sommerferien waren. Ich werde nicht auf dich zulaufen können, Mama, weil ich keine Beine habe, nur meinen Meerjungfrauenschwanz. Auf einem Stein werde ich sitzen und auf dich warten, auf euch alle warten, so wie die kleine Meerjungfrau auf ihrem Stein in einem dieser kalten Länder im Norden, ich habe vergessen, welches. Finnland, Dänemark, Schweden, wo alle immer hinwollen, aber ich habe den Verdacht, dass da ständig Pingpongbälle aus Eis vom Himmel fallen. Wie kann man so leben, frag ich mich.

Vater hat mir manchmal aus dem Märchenbuch vorgelesen, die kleine Meerjungfrau war unser Lieblingsmärchen. So traurig, dass wir beide weinen mussten, wenn die arme kleine Meerjungfrau ihren Prinzen nicht bekommt, obwohl sie sich extra Beine hat wachsen lassen. Das weiß ich noch, aber Mama, du weißt es nicht, wir haben nie darüber gesprochen, wir haben überhaupt nie viel gesprochen miteinander, und dann gar nicht mehr, als Vater nicht mehr da war. Danach hast du nur noch Dinge gesagt wie: »Heb deine Sachen auf. Iss nicht zu viel, wir wissen nicht, ob wir morgen noch was haben. Pass auf deine Geschwister auf. Sei vernünftig. Geh nicht aus dem Haus. Und wenn du aus dem Haus gehst, dann sieh dich um. Wirf dich sofort auf die Erde, wenn du Schüsse hörst. Am besten gehst du gar nicht mehr aus dem Haus.«

»Auch nicht in die Schule?«

»Nein, auch nicht mehr in die Schule.«

Ich war schon fast am Meeresboden angelangt, bereit für ein Leben als Meerjungfrau, für immer träumend von Sonne und freundlichen Menschen, als mich jemand am Arm packte und nach oben riss, mich zurück ins Boot hievte, auf den Boden legte wie einen zappelnden, großen Fisch und mir auf den Rücken schlug, bis ich eimerweise Salzwasser ausspuckte. Noch mal gut gegangen, sollte ich wahrscheinlich denken, aber da war ich mir nicht sicher. Die Reise war so schrecklich, dass ich manchmal wünschte, ich wäre tot,

aber wie man sich genau fühlt, wenn man tot ist, kann einem niemand sagen, und deshalb wünschte ich es mir dann doch nicht wirklich.

Der dunkellila Fleck an meinem Oberschenkel stammt von einer Autotür, die mir jemand entgegenschlug, um zu verhindern, dass ich mich mit ins Auto zwänge, um ein Stückchen zu fahren und meine kaputten Füße zu schonen.

Die tintenblauen Flecke an meinen Schienbeinen hab ich von all den Wegen und Straßen, wo ich vor Müdigkeit gestolpert oder geschubst worden bin. Ich gehöre jetzt zu den Erwachsenen, keiner nimmt Rücksicht, aber eigentlich bin ich doch noch ein Kind, auch wenn ich es oft nicht mehr sein mag. Nur manchmal. Ein bisschen. Es wäre zum Beispiel schön, getragen zu werden. Ich sehe die Kinder auf den Schultern ihrer Väter und beneide sie. Zu den Kindern sind die Erwachsenen meist nett, aber untereinander sind sie es nicht, und deshalb möchte ich nicht zu ihnen gehören. Aber zu den Kindern gehöre ich auch nicht mehr und deshalb ist niemand nett zu mir.

Die Beule am Kopf hab ich mir geholt, als ich mich in der Menschenmenge nach vorn gedrängt habe, um ein Mineralwasser zu ergattern, aber ein Junge kam mir zuvor. Direkt vor mir sprang er in die Höhe und traf mich mit seinem metallharten Ellbogen am Kopf. Lautlos sank ich um wie eine Blume, die man abschneidet, ziemlich elegant, dachte ich noch, und: Welche Blume bin ich? Eine rote Tulpe, eine rosa Rose, ein weißes Gänseblümchen?, da wurde alles um mich herum unscharf und dann ziemlich schwarz.

Als ich wieder zu mir kam, saß der Junge neben mir und hielt mir eine Flasche Wasser entgegen, die war sogar noch voll. Das war echt nett von ihm. Ich trank genau die Hälfte, ganz exakt die Hälfte. Ich bin gut im gerechten Teilen, das hab ich mit all meinen Brüdern so gemacht, mit Tem, Kiri, Baz und Litji. Alles durch fünf teilen ist gar nicht so einfach, aber ich hab das immer hinbekommen, ganz genau und ganz gerecht. Jetzt vermisse ich die Idioten sogar manchmal, ihr Geheul und Geschrei, selbst ihre dummen Späße.

Ich trank also genau die Hälfte und gab die Flasche zurück. Der Junge war mindestens ein Jahr jünger als ich, hatte bestimmt noch nicht mal Flaum unter den Achseln, seine Haare waren verfilzt und ungewaschen wie meine. Ziemlich dünn, auch wie ich.

Er grinste breit, das gefiel mir, während er die Flasche in einem Zug leerte, ohne abzusetzen. Alle Jungen, die ich kenne, können so trinken. Ich muss immer in kleinen Schlucken trinken, einen nach dem anderen, wie ein Mädchen, das ärgert mich.

Überhaupt dieses Mädchensein, ich frage mich, was das für Vorteile haben soll. Meine Brüder werden von der Mutter nur halb so viel ermahnt, und es wird ihnen nie und niemals damit gedroht, sie könnten eine Schlampe werden. Es scheint keine männliche Entsprechung zur Schlampe zu geben, keinen Schlamperich oder Schlampus oder Schlamp, nichts. Das finde ich ungerecht.

Der Junge trug ein gelbes T-Shirt mit schwarzen Streifen. Er deutete auf die Blasen an meinen Füßen und sagte in

meiner Sprache: »Die musst du aufstechen, sonst entzündен sie sich.«

»Nein«, widersprach ich sofort, »du darfst sie eben nicht aufstechen, denn sonst entzündен sie sich.«

»Nicht wahr«, sagte er.

»Doch wahr«, sagte ich.

»Nein.«

»Doch.«

»Nein.«

»Doch.«

Da grinsten wir beide. Ich hatte lang nicht mehr mit jemandem gesprochen. Er sah mich an, und ich sah ihn an, einfach so. Ich hab diesen Tick, ich sehe Leuten gern lang in die Augen, und manche sagen, ich hätte einen hypnotisierenden Blick, der sie beruhigt.

Früher kamen manchmal Leute zu uns, Erwachsene, die die Monster und all das Unglück ganz hibbelig gemacht hatten, sodass sie gar nicht mehr still sitzen konnten, nur damit ich sie anschau, und manchmal beruhigten sie sich dann. Der Trick ist ganz einfach: Wenn du jemandem lange in die Augen schaust, nicht zwinkerst, nicht zuckst, einfach nur schaust, dann weißt du bald alles über ihn, kennst sein ganzes Glück und seinen ganzen Scheiß, und im nächsten Moment weißt du nicht mehr, ob du noch du oder der andere bist. Das beruhigt mich, weil ich mich dann nicht so allein fühle auf dieser Welt, und das beruhigt dann wohl auch die anderen. Manche Leute halten es nicht aus, sie zwinkern oder schauen weg, aber andere schauen und schauen, bis

Himmel und Erde zusammenkommen und es kein oben und unten mehr gibt.

So einer war dieser Junge. Ich schaute ihm in die Augen, Honigbonbon-Augen, wirklich hübsch. In seinen Augen entdeckte ich etwas, das ich kannte: das miese Gefühl, weggeschickt worden zu sein, um es besser zu haben, wenn man es doch gar nicht besser haben will, sondern nur zu Hause sein möchte. Er zwinkerte nicht, zuckte nicht, schaute nicht weg, sondern schaute zurück. Wir sahen uns an, bis mir schwindlig wurde. Um uns herum ein Wald von Beinen. Jeansbeine, nackte, haarige Männerbeine, glatte Jungenbeine, dünne Kinderbeine, Frauenbeine unter Röcken und Kleidern.

Wir hörten nicht auf, uns anzustarren, bis ich nicht mehr konnte und die Augen schloss. Das war mir noch nie passiert. Immer hatten die anderen zuerst aufgegeben. Der Junge legte mir seine schwitzige Hand aufs Gesicht. Das war seltsamerweise nicht unangenehm. Meine Augenlider flatterten gegen seine Handfläche.

»Lass die Augen zu«, sagte er leise.

»Warum?«

»Lass sie zu, dann sag ich es dir.«

Ich versuchte, seine Hand abzuschütteln, aber sie lag fest auf meinen Augen.

»Hör mal«, sagte der Junge, »wie das alles klingt.«

Erst hörte ich gar nichts, nur die Stimmen der Leute um uns herum, aber dann schwollen sie an zu einem großen Gemurmel wie Steine in einem Bach, ich hörte Babyschreie